

Aus SAP-Zeitung Nr. 17, August 2010
(Ergänzung zu Ernst FALZEDER:
„Freuds Briefwechsel als paralleles Oeuvre“)

„Perlensammlung“

An seinen Bruder Emanuel in Manchester, 1862: „Lieber Bruder, Ich habe das Schreiben deines lieben Sohnes mit Freuden erhalten. Ich bedaure sehr davon nichts verstanden zu haben. Nun versuche ich einige Zeilen an Dich zu richten. Ich[,] die lieben Eltern und Geschwister befinden sich Gott sei Dank wohl. Ich grüße Dich und Deine werthe Familie, wie auch den Bruder Philipp, Dein Dich liebender Bruder Sigismund Freud.“

An Eduard Silberstein, 27.3.1875: „Wie sehr mein Vertrauen in das allgemein für richtig Gehaltene geschwunden ist und eine geheime Neigung zu den in der Minorität gebliebenen Anschauungen zugenommen hat, kann ich dir kaum deutlich machen.“

An Wilhelm Knöpfmacher, 6.8.1878: „Ich bin in diesen Ferien in ein anderes Laboratorium gegangen und bereite mich dort für meinen eigentlichen Beruf vor, Thiere schinden oder – Menschen quälen und ich entscheide mich immer mehr für das erste Glied der Alternative.“

An Martha Bernays, 29.8.1883: „[I]ch muß mir doch sagen, daß ich einen tyrannischen Zug in meinem Wesen habe, daß es mir furchtbar schwerfällt, mich unterzuordnen.“

An Martha Bernays, 15.11.1883: „[D]ie Stellung der Frau wird keine andere sein können, als sie ist, in jungen Jahren ein angebetetes Liebchen, und in reiferen ein geliebtes Weib.“

An Martha Bernays, 19.4.1884: „Aber ich bin so wenig ehrgeizig. Ich weiß, daß ich was bin, ohne der Anerkennung zu bedürfen.“

An Martha Bernays, 19.6.1884: „Du kennst doch den Schlüssel zu meinem Leben, daß ich nur von großen Hoffnungen gestachelt für Dinge, die mich ganz erfüllen, arbeiten kann.“

An seine Schwester Rosa, 16.12.1884: „Daß Du keine Seekrankheit bekommen hast, ist mir sehr wichtig u kann mir zu großem Ruhm verhelfen, denn ich habe schon früher eine ebensolche Erfahrung mit Co[cain] gemacht. Wenn ich aber etwas damit machen soll, mußst Du mir der *Wahrheit gemäß* u nach Deiner besten Erinnerung folgende Fragen beantworten. ... 2.) Ob Sturm war; welcher Tag; wie lange die Fahrt; ob andere seekrank waren; wie viele usw. ... Punkt 2 ist der wichtigste. Wenn sich etwas Beweisendes ergibt so wirst Du sehr berühmt werden, aber Du mußt Dich strenge an die Wahrheit halten.“

An Martha Bernays, 10.3.1885: „Weißt Du übrigens nicht, daß nur die Armen sich genieren, was geschenkt zu nehmen, die Reichen nie.“

An Martha Bernays, 28.4.1885: „Ein Vorhaben habe ich ... fast ausgeführt, welches eine Reihe von noch nicht geborenen, aber zum Unglück geborenen Leuten schwer empfinden wird ... es sind meine Biographen. Ich habe alle meine Aufzeichnungen seit vierzehn Jahren und Briefe, wissenschaftliche Exzerpte und Manuskripte meiner Arbeit vernichtet. ... [I]ch kann nicht reifen und nicht sterben ohne die Sorge, wer mir in die alten Papiere kommt. ... Die Biographen aber sollen sich plagen, wir wollen's ihnen nicht zu leicht machen. Jeder soll mit seinen Ansichten über die ‚Entwicklung des Helden‘ recht behalten; ich freue mich schon, wie die sich irren werden.“

An Carl Koller, 1.1.1886: „[D]ie großen Entdeckungen werden immer von großen Entdeckern gemacht.“

An Martha Bernays, 18.1.1886: „Ich grüße Dich herzlich und möchte Dein Zahnarzt sein, der das gewiß nicht zu schätzen, nur hoch anzurechnen weiß.“

An Martha Bernays, 27.1.1886: „Ich glaube, es ist ein schweres Unglück für mich, daß die Natur mir nicht jenes unbestimmte Etwas gegeben hat, was die Menschen anzieht. ... [J]edesmal wenn ich mit wem zusammenkomme, merke ich, daß der Neue ... zunächst veranlaßt wird, mich zu unterschätzen.“

An Josef Breuer, 1.9.1886 (von einer Waffenübung): „Die Bedienung leidet aber unter dem militärischen Wesen wie alles andere. Wenn die zwei oder drei Generale die mich immer an Papageien erinnern; ich kann nichts dafür, aber Säugetiere pflegen sich sonst nie in solche Farben zu kleiden, von den rotblauen Schwielen des Mandrills abgesehen – wenn die Generale irgendwo beisammen sitzen, umschwärmt sie der ganze Kellnertroß und alles Andere existiert nicht für sie. Einmal mußte ich in der Verzweiflung zu einer schweren Prahlerei greifen. Ich packte eine solche Ordonnanz beim Frack und schrie sie an: Sie, ich kann auch noch einmal General werden, bringen Sie mir daher ein Glas Wasser. Das wirkte. Ein Offizier ist ein jämmerliches Wesen, jeder beneidet den Gleichgestellten, tyrannisiert den Untergebenen, und fürchtet sich vor dem Höheren und je höher er selbst ist, desto mehr fürchtet er sich. Es ist mir überhaupt zuwider auf dem Kragen geschrieben zu haben, wieviel ich wert bin, als ob ich ein Stoffmuster wäre. Und doch hat das System seine Lücken. Der Kommandirende von Brünn war unlängst hier, kam in die Schwimmschule, und da erfuhr ich mit Erstaunen, daß die Schwimmhosen keine ‚Distinktion‘ tragen.“

An Minna Bernays, 13.7.1891: „Die Ordination gibt jetzt sehr viel Anlaß zum Briefe schreiben. Ich habe vor, meine Photographie im Wartezimmer aufzuhängen, nachdem ich darunter geschrieben: Enfin seul. Leider wird es ihr dort an Bewunderern fehlen.“

An Wilhelm Fließ, 21.5.1894: „[Die Kollegen] betrachten mich so ziemlich als einen Monomanen, und ich habe die deutliche Empfindung, an eines der großen Geheimnisse der Natur gerührt zu haben. Es ist was Komisches um das Mißverhältnis zwischen der eigenen und der fremden Schätzung seiner geistigen Arbeit.“

An Wilhelm Fließ, 1.1.1896: „... wie ich im geheimsten die Hoffnung nähre, über ... [den Umweg über das Arztsein] zu meinem Anfangsziel, der Philosophie zu kommen.“

An Wilhelm Fließ, 15.10.1897: „Ein einziger Gedanke von allgemeinem Wert ist mir aufgegangen. Ich habe die Verliebtheit in die Mutter und die Eifersucht gegen den Vater auch bei mir gefunden und halte sie jetzt für ein allgemeines Ereignis früher Kindheit ... Wenn das so ist, so versteht man die packende Macht des Königs Ödipus.“

An Wilhelm Fließ, 14.11.1897: „Grob gesagt, die Erinnerung stinkt aktuell, wie in der Gegenwart das Objekt stinkt, und wie wir das Sinnesorgan (Kopf und Nase) im Ekel abwenden, so wendet sich Vorbewußtes und der Bewußtseinssinn von der Erinnerung ab. Dies ist die *Verdrängung*. ... Ich kann mich nur selbst analysieren mit den objektiv gewonnenen Kenntnissen (wie ein Fremder), eigentliche Selbstanalyse ist unmöglich, sonst gäbe es keine Krankheit. Da ich noch irgendein Rätsel bei meinen Fällen habe, so muß mich dies auch in der Selbstanalyse aufhalten.“

An Wilhelm Fließ, 6.11.1898: „Bei mir war es zuletzt eigroßer Furunkel an der Raphe scroti ... Ich habe dabei den ganzen Tag gearbeitet ... lebenswürdig sollte man sein, überlegen, witzig, originell, und das ging um die Zeit ziemlich hart.“

An Wilhelm Fließ, 2.3.1899: „Vor der kritiklosen Anhängerschaft der ganz Jungen habe ich dasselbe Grauen, wie es mir die Gegnerschaft der etwas Älteren verursacht hat.“

An Wilhelm Fließ, 28.5.1899 (über *Die Traumdeutung*): „So autochthon war noch keine meiner Arbeiten, mein eigen Mistbeet, mein Setzling und eine nova species mihi darauf.“

An Wilhelm Fließ, 21.9.1899: „Geld ist Lachgas für mich. Aus meiner Jugend weiß ich, daß die wilden Pferde in den Pampas, die einmal mit dem Lasso gefangen worden sind, ihr Leben über etwas Ängstliches behalten. So habe ich die hilflose Armut kennengelernt und fürchte mich beständig vor ihr.“

An Wilhelm Fließ, 11.3.1900: „Ich hasse Wien geradezu persönlich, und wie im Gegensatz zum Riesen Antaeus sammle ich frische Kraft, sooft ich den Fuß vom vaterstädtischen Boden abgehoben habe. ... Jeder einzelne Kranke ist mein Quälgeist, wenn ich nicht heiter und gesammelt bin. Ich glaubte wirklich, ich müßte gleich erliegen. Ich habe mir so geholfen, daß ich auf alle bewußte Gedankenarbeit verzichtet habe, um nur mit einem dunkeln Takt weiter in den Rätseln zu tappen. Seitdem mache ich die Arbeit, vielleicht geschickter als je, aber ich weiß nicht recht, was ich mache.“

An C. G. Jung, 2.9.1907: „[I]ch habe immer gefunden, daß etwas an meiner Person, meinen Worten und Ideen die Menschen wie fremd abstößt, während Ihnen die Herzen offenstehen. Wenn Sie sich als Gesunder zum hysterischen Typus rechnen, so muß ich den Typus ‚Zwang‘ für mich in Anspruch nehmen ... [die] bangen Episoden, in denen ich selbst meinte, geirrt zu haben, und erwog, wie man ein verfahrenes Leben zugunsten der Seinigen noch nützlich machen könne ...“

An Abraham, 23.7.1908: „Ich meine ..., wir müssen als Juden, wenn wir irgendwo mittun wollen, ein Stück Masochismus entwickeln, bereit sein, uns etwas Unrecht tun zu lassen. Es geht sonst nicht zusammen. Seien Sie versichert, wenn ich Oberhuber hieße, meine Neuerungen hätten trotz alledem weit geringeren Widerstand gefunden.“

An C. G. Jung, 25.1.1909: „Ich weiß es, für jeden kommt, nachdem er die ersten Erfolge überwunden hat, eine bitterböse Zeit in der Ψ A, in der [er] sie und ihren Urheber verflucht. Aber es legt sich dann später, und man bringt es zu einem modus vivendi. Das sind die Wirklichkeiten! C'est la guerre. ... Ich sage mir oft zur Beschwichtigung des Bewußten: Nur nicht heilen wollen, lernen und Geld erwerben! Das sind die brauchbarsten bewußten Zielvorstellungen.“

An C. G. Jung, 11.11.1909: „Stekel ... ist ein zucht- und kritikloser Mensch ... Das Malheur ist nur, daß er von uns allen die beste Spürnase für den Sinn des Unbewußten hat. Denn er ist ein absolutes Schwein, und wir sind eigentlich anständige Leute, die sich doch nur widerwillig der Evidenz ergeben.“ (An C. G. Jung, 14.3.1911: „Stekels neues Buch ist wie immer inhaltsreich – das Schwein findet Trüffel –, aber sonst eine Schweinerei. ... Cacatum non est pictum. Er repräsentiert das unkorrigierte, perverse Unbewußte, Adler das paranoische Ich.“)

An Oskar Pfister, 6.3.1910: „Leben ohne Arbeit kann ich mir nicht recht behaglich vorstellen, Phantasieren und Arbeiten fällt für mich zusammen, ich amüsiere mich bei nichts anderem. ... Was fängt man an einem Tag oder in einer Zeit an, in der die Gedanken versagen oder die Worte sich nicht einstellen wollen? Man wird ein Zittern vor dieser Möglichkeit nicht los.“

An Jones, 22.5.1910: „[A]ny kind of systematic work is inconsistent with my gifts and inclinations. I expect all my impulses from the impressions in the intercourse with the patients.“

An Oskar Pfister, 5.6.1910: „Die Diskretion ist ... mit einer guten Darstellung einer Psychoanalyse unvereinbar; man muß ein schlechter Kerl werden, sich hinaussetzen, preisgeben, verraten, sich benehmen wie ein Künstler, der für das Haushaltsgeld der Frau Farben kauft oder mit den Möbeln für das Modell einheizt. Ohne ein solches Stück Verbrechen gibt es keine richtige Leistung. ... Das eigenwillig Ungebändigte der Krankheit ... ist auch durch die Psychoanalyse nicht ganz zu beseitigen, nur einzuschränken, und ihr Rest kommt in der Übertragung zum Vorschein. Er ist meist ansehnlich genug, da lassen dann die Regeln oft im Stiche, man wird sich nach der Eigenart des Kranken richten müssen und auch seine persönliche Note nicht ganz aufgeben wollen.“

An Oskar Pfister, 26.2.1911: „Ich habe mir gewiß immer vorgesetzt, tolerant zu sein und keine Autorität auszuüben; in der Wirklichkeit geht es dann nicht.“

An C. G. Jung, 3.3.1911 (über Adler): „Daß ein Psychoanalytiker dem Ich so aufsitzen kann, hätte ich nicht erwartet. Das Ich spielt doch die Rolle des dummen August im Zirkus, der überall seinen Kren dazu gibt, damit die Zuschauer glauben, er ordne alles an, was da vor sich geht.“

An Ludwig Binswanger, 14.3.1911: „Wenn das von mir gegründete Reich verwaist, soll kein anderer als Jung das Ganze erben. Sie sehen, meine Politik verfolgt dieses Ziel unausgesetzt ...“

An C. G. Jung, 30.11.1911: „Am bedenklichsten erscheint mir, daß die Spielrein das psychologische Material *biologischen* Gesichtspunkten unterordnen will; diese Abhängigkeit ist ebenso verwerflich wie die philosophische, physiologische oder gehirnanatomische. Ψ A farà da se.“

An Oskar Pfister, 14.12.1911: „Terminarbeit vertrage ich überhaupt nicht. Dann hört es ja auf, ein Vergnügen zu sein, dann wird es eine Arbeit, wie alles andere, was man tagsüber macht.“

An C. G. Jung, 17.12.1911: „... daß ich gar nicht für den induktiven Forscher organisiert bin, ganz aufs Intuitive angelegt, und daß ich mir eine außerordentliche Zucht angetan habe, als ich mich an die Feststellung der rein empirisch auffindbaren Ψ A machte.“

Zu Ludwig Binswanger, 17.-18.5.1913: „Ich habe mir immer gedacht, daß auf meine Lehre sich zunächst Schweine und Spekulanten werfen würden.“

An Jones, 1.2.1914: „I am writing – writing – writing – and no end of it.“

An Ferenczi, 23.4.1915: „Da Sie von dem Vergleich mit G[oethe] nicht ablassen wollen, kann ich Ihnen selbst noch einiges dazu beitragen, Positives und Negatives. Von ersterer Art meine Aufenthalte in Karlsbad und meinen Respekt für Schiller, den ich für eine der höchststehenden Persönlichkeiten deutscher Nation halte; von letzterer mein Verhältnis zum Tabak, den G[oethe] fürchterlich verabscheut hat, während ich für die Untat des Kolumbus eigentlich keine andere Entschuldigung weiß. Im ganzen drückt mich die Größe nicht.“

An James J. Putnam, 7.6.1915: „Die Nichtswürdigkeit der Menschen, auch der Analytiker hat mir immer großen Eindruck gemacht. Aber warum sollten die Analysierten durchaus die besseren sein? Die Analyse macht einheitlich[,] aber nicht an und für sich gut.“

An James J. Putnam, 8.7.1915: „Die sexuelle Moralität, wie die Gesellschaft, am extremsten die amerikanische, sie definiert, scheint mir sehr verächtlich. Ich vertrete ein ungleich freieres Sexualleben, wenngleich ich selbst sehr wenig von solcher Freiheit geübt habe. Gerade nur soweit, daß ich mir selbst bei der Begrenzung des auf diesem Gebiet Erlaubten geglaubt habe.“

An Groddeck, 5.6.1917: „Wer erkennt, daß ‚Übertragung und Widerstand die Drehpunkte der Behandlung sind‘, der gehört nun einmal rettungslos zum wilden Heer.“

An Lou Andreas-Salomé, 2.4.1919: „Das systematische Bearbeiten eines Stoffes ist mir nicht möglich; die fragmentarische Natur meiner Erfahrungen und der sporadische Charakter meiner Einfälle gestatten es nicht.“

An Eitingon, 15.2.1920: „Mein Thiergarten umfasst jetzt 1 Amerikaner und 1 Engländer, ein zweites Exemplar letzterer Art ist für Anfang April vorgemerkt. Lieferant ist Jones.“

Freud an Oskar Pfister, 9.5.1920: „Paulus hat als ein echt jüdischer Charakter immer meine besondere Sympathie gehabt.“

An Anna Freud, 7.8.1920 (aus Bad Gastein): „Von der Gesellschaft sagt man hier, sie sei gemischt, 50 % Juden und 50 % Jüdinnen.“

An Eitingon, 13.12.1920: „Auch sonst keimt allerlei bei mir, aber es trägt den Stempel der Zeit, es ist kritisch und zerstörend gegen mein eigenes Werk ...“

An Oskar Pfister, 25.12.1920: „Was man von persönlicher Befriedigung aus der Analyse schöpfen kann, habe ich schon zur Zeit, da ich allein war, genossen, und seit der Anschluß Anderer gekommen ist, mich mehr geärgert als gefreut. ... Es muß doch in jener Zeit ein unheilbarer Riß zwischen mir und den Anderen entstanden sein.“

An Nikolai Ossipow, 19.5.1921: „[N]icht 5 % von allem, was gedruckt ist, ist überhaupt lesenswert. Wenn ich je alles gelesen hätte, würde ich nie eine Zeile geschrieben haben. Ich hatte das Glück auf ein Feld zu kommen, auf dem es noch keine Literatur gab. So konnte ich leben.“

An Groddeck, 29.5.1921: „[A]ußerdem gibt es die Gedankenübertragung, die Einlaß heischend laut vernehmlich an unsere Pforten pocht; manches andere, was man okkult heißt. Die Möglichkeit, die pathogenen Faktoren durch Austausch und Zugabe von Geschlechtsdrüsen abzuändern usw. Das, was man selbst gemacht hat, ist so unabgeschlossen, man brauchte ein zweites Menschenleben, um es besser zu machen.“

An Ferenczi, 30.3.1922: „[E]twas sträubt sich in mir gegen den Zwang, immer noch viel Geld zu verdienen, was doch nie genug werden kann, und dieselben psychologischen Künste fortzusetzen, die mich seit dreißig Jahren gegen die Menschenverachtung und den Weltkel aufrechtgehalten haben. Sonderbare geheime Sehnsüchte steigen in mir auf, vielleicht aus der Erbschaft der Ahnen, nach dem Orient und dem Mittelmeer und einem Leben ganz anderer Art, spätkindische Wünsche, unerfüllbar und der Wirklichkeit unangepaßt, wie um eine Lockerung des Verhältnisses zu ihr anzudeuten.“

An Eitingon, 6.4.1922: „Im ganzen ist natürlich keine Therapie sehr erfreulich, auch unsere nicht. In jeder Therapie steckt doch etwas, was sich dem Determinismus widersetzen will.“

An Arthur Schnitzler, 14.5.1922: „Ich meine, ich habe Sie gemieden aus einer Art Doppelgängerscheu.“

An Eitingon, 19.5.1922: „Es ist traurig, daß die Frauen meistens so wenig taugen. Entweder verstehen sie den Mann nicht zu lieben oder ihn mit ihrer Liebe nicht glücklich zu machen.“

An Edoardo Weiss, 11.6.1922: „Bedenken wir ..., daß leider nur wenige Patienten die Mühe wert sind, die wir auf sie verwenden, so daß wir uns gar nicht therapeutisch einstellen dürfen, sondern froh sein müssen, an jedem Fall irgend etwas gelernt zu haben.“

An Jones, 25.6.1922: „I am still struggling to find out the technical ways of character-analysis ...“

An Oskar Pfister, 25.7.1922: „[D]ie Analyse ... ist ... zuerst eine ehrliche Feststellung.“

An Lou Andreas-Salomé, 23.3.1923: „Alte Grammatikregel: Was man nicht deklinieren kann, das sehe man als – Übertragung an.“

Freud an Abraham, 4.3.1924: „[Jungs] krummer Charakter entschädigt[e] mich nicht für seine schiefen Theorien.“

An Ferenczi, 27.8.1925: „Unlängst kränkte ich einen Amerikaner durch den Vorschlag, die Freiheitsstatue im Hafen von New York durch die eines Affen zu ersetzen, der eine Bible hochhält. D.h. ich versuchte [es], er schien mich gar nicht zu verstehen.“

An Jones, 7.3.1926: „[I]t really is difficult not to offend English sensibilities. I sometimes really felt I should not have written *Das Ich und das Es*, for *das Es* cannot be rendered into English. ... [I] reconsider the problem of telepathy. ... [M]y personal experience through tests ... ha[s] attained such convincing power over me that diplomatic considerations had to be relinquished. Again I was presented with an instance where ... I had to repeat the great experiment of my life, namely, to admit to a conviction without considering the resonance of the world around me.“

An Eitingon, 19.3.1926: „[W]äre das eine Unbehagen wegen der möglichen Arbeitsunfähigkeit nicht, so müßte ich mich für beneidenswert erklären. So alt geworden, soviel herzliche Liebe in der Familie und bei Freunden, soviel Anwartschaft auf den Sieg bei so gewagter Unternehmung, wenn auch nicht der Sieg selbst: wer hat so bald Ähnliches erreicht?“

An Eitingon, 13.9.1927: „Jones war ekelhaft, immer darauf hinaus, einen zu ärgern, einen Nadelstich anzubringen und dabei den Eindruck zu erwecken, daß er noch mehr im Hinterhalt hat, was er aus Schonung zurückhält. ... Die Lust am Bösen ist darin unverkennbar ... Wolf [Anna Freuds Schäferhund] – Gott allein weiß, woher die Tiere diese Witterung haben – mochte ihn nicht, ist auf ihn losgefahren und hat ihn gebissen. Ich mußte ihn dafür strafen, aber ich tat es wirklich ungern, denn er – Jones – verdiente es. ... Ich korrigiere und ergänze jetzt die ‚Die Zukunft einer Illusion‘, die Storfer schon zu Weihnachten herausbringen will, offenbar als Geburtstagsgeschenk für Jesus Christus.“

An Oskar Pfister, 22.10.1927: „Wir müssen als Analytiker ... den Hauptakzent auf die Bemühung verlegen, den Patienten selbständig zu machen, was oft zum Schaden der Therapie ausschlägt. ... Sie wissen, welche Neigung die Menschen haben, Vorschriften wörtlich zu nehmen oder zu übertreiben. Dies tun, wie ich sehr wohl weiß, einige meiner Schüler mit der analytischen Passivität. Speziell von H.[itschmann] glaube ich gern, daß er die Wirkung der Analyse durch eine gewisse verdrossene Indifferenz verdirbt und es dann versäumt, die Widerstände aufzudecken, die er dadurch beim Patienten geweckt hat. Man sollte aus diesem Fall nicht den Schluß ziehen, daß es nach der Analyse einer Synthese bedarf, vielmehr ist eine gründliche Analyse besonders der Übertragungssituation von Nöten. Was dann von der Übertragung erübrigt, darf, ja soll den Charakter einer herzlichen menschlichen Beziehung haben.“

An Oskar Pfister, 18.1.1928: „... daß ich die wissenschaftliche Bedeutung der Analyse für wichtiger halte als ihre medizinische und in der Therapie ihre Massenwirkung durch Aufklärung und Bloßstellung von Irrtümern für wirksamer als die Herstellung einzelner Personen.“

An Marie Bonaparte, 19.3.1928: „[M]an ist in Gefahr, die Häufigkeit der irreligiösen Einstellung bei den Intellektuellen zu überschätzen. ... Das kommt daher, daß unter dem Namen ‚Religion‘ die verschiedenartigsten Getränke verzapft werden, mit sehr

wenig Prozent Alkohol, eigentlich schon alkoholfrei, aber sie berauschen sich noch immer daran. Die alten Zecher waren noch ein respektables Geschlecht, aber sich an Pomerit [Apfelwein] einen Schwips zu holen, ist eigentlich lächerlich.“

An Ludwig Binswanger, 2.4.1928: „Also auch Sie haben einen Gott. Gewiß einen philosophisch destillierten. Nun, ich war immer sehr mäßig, fast abstinent, doch habe ich für einen ordentlichen Trinker (z.B. G. Keller, Böcklin) recht viel Respekt gehabt. Nur Leute, die es fertigbringen, sich an einem alkoholfreien Getränk einen Rausch zu holen, sind mir immer etwas komisch erschienen.“

An Ruth Mack Brunswick, 24.10.1928: „Marie läßt, seitdem sie fast ästhetisch geworden ist, die alte Frage wieder auftauchen, wozu der liebe Gott den Frauenzimmern das bischen Verstand gegeben hat. Sie war soviel netter als sie noch frigid war. Aber er muß es wissen!“

An István Hollós, 4.10.1928: „Ich gestand mir endlich ..., daß ich ... [Psychotiker] nicht liebe, daß ich mich über sie ärgere, sie so fern von mir und allem Menschlichen empfinde. Eine merkwürdige Art von Intoleranz ... Benehme ich mich dabei wie frühere Ärzte gegen die Hysteriker, ist es die Folge einer immer deutlicher gewordenen Parteinahme für den Primat des Intellekts, den Ausdruck einer Feindseligkeit gegen das Es? Oder was sonst?“

An Lou Andreas-Salomé, 28.7.1929: „Der Aufsatz von Thomas Mann ist ja sehr ehrenvoll. Er machte mir den Eindruck, als ob er grade einen Aufsatz über die Romantik bereit hatte, als die Aufforderung kam, über mich zu schreiben, und so hat er diesen halben Aufsatz vorne und rückwärts mit Psychoanalyse fourniert, wie die Tischler sagen: die Masse ist aus anderem Holz. ... Im tiefsten Inneren bin ich ja doch überzeugt, daß meine lieben Mitmenschen – mit einzelnen Ausnahmen – Gesindel sind. ... Sie wissen, daß die Engländer, nachdem sie den Begriff Comfort geschaffen, dann nichts mehr mit der Sache zu tun haben wollen.“

Freud an Stefan Zweig, 7.12.1929: „Nur ein Fürwort möchte ich zu Gunsten der Wiener offiz. Kreise vorbringen ... Man hat sich einfach nicht um mich gekümmert und das war gut. Was hätte ich mit einer Professur für Psychiatrie oder selbst für ΨA angefangen? Sie wäre nur störend oder unbrauchbar gewesen. Schlecht benommen haben sich eigentlich meine sog abtrünnigen Schüler wie Jung, Adler u Stekel. ‚Menschlich ordinär‘, wie Heine sagt.“

An Marie Bonaparte, 15.1.1930: „Sie wissen, daß wir bei solchen Psychosen nichts ausrichten. ... Die Zukunftshoffnung liegt hier bei der organischen Chemie resp. dem Zugang zu ihr durch die Endokrinologie. Diese Zukunft ist heute noch sehr weit entfernt, aber man sollte jeden Fall von Psychose analytisch studieren, weil diese Kenntnis später einmal die chemische Therapie dirigieren wird.“

An A. A. Roback, 24.3.1930: „Ich hatte angenommen, wegen der großen Sicherheit in allen Ihren Behauptungen, Sie seien ein würdiger alter Herr. In Ihrem Interesse freue ich mich, daß es ein Irrtum war. Ich hatte übersehen, was der Effekt des Zusammentreffens von amerikanisch-demokratischem Sinn und jüdischer ‚Chuzpe‘ sein mußte.“

An Alexander Lipschütz, 12.8.1931: „Es erfreut mich sehr an Ihrem Schreiben, daß Sie nicht zu jenen gehören, die Psychoanalyse und Endokrinologie in Gegensatz zueinander bringen, als ob man psychische Vorgänge direkt aus Drüsenwirkungen erklären könnte, oder als ob die Einsicht in seelische Mechanismen die Kenntnis des zugrunde liegenden Chemismus ersetzen könnte.“

An Oskar Pfister, 15.5.1932: „Daß Sie mit 60 Jahren den Drachen des Unverstands noch nicht erlegt haben, soll Sie nicht kränken. Ich habe es mit 76 auch nicht weiter gebracht und er wird noch manchen anderen Kämpfen Stand halten. Er ist zäher als wir.“

An Jeanne Lampl, 1.2.1933: „Wir sind alle gespannt darauf, was aus dem Programm des Reichskanzlers Hitler werden wird, dessen einziger positiver Punkt ja die Judenhetze ist.“

An Arnold Zweig, 28.1.1934: „[M]an soll sich nicht darüber täuschen, daß diese Zeit mich und was ich zu geben hatte, ablehnt ... Wahrscheinlich wird meine Zeit noch kommen, aber, wenn man es hinzufügen darf, für jetzt ist sie vorbei.“

An Arnold Zweig, 16.12.1934: „[H]erzliche Weihnachtgrüße ... Finden Sie auch nicht manchmal, daß dieser Jesus-Joschua ein ziemlich überflüssiger Glaubensgenosse war?“

An Lou Andreas-Salomé, 6.1.1935: „Was die Religion stark macht, ist nicht ihre *reale*, sondern ihre *historische* Wahrheit.“

An Rudolf Brun, 18.3.1936: „Sie sind so freundlich, sich meiner ‚organischen‘ Arbeiten anzunehmen. Ich danke sehr dafür, bin aber erschreckt durch die Würdigung, die Sie denselben zu schenken scheinen. Denn ich weiß, die meisten von ihnen taugen wenig, einige aber gar nichts. ... So z.B. die ... über die Lappenorgane des Aals, die man nur als ‚läppisch‘ bezeichnen kann. ... Ebenso schlecht war Jahre später (1882) die Arbeit über die Nervelemente des Flußkrebsses. ... Auch die späteren Cocaarbeiten ... hätten nie veröffentlicht werden sollen. Die hirnanatomischen Beiträge ... sind nicht mit jener Sorgfalt gearbeitet, die solche Studien erfordern.“

An Marie Bonaparte, 13.8.1937: „Im Moment, da man nach Sinn und Wert des Lebens fragt, ist man krank, denn beides gibt es ja in objektiver Weise nicht; man hat nur eingestanden, daß man einen Vorrat von unbefriedigter Libido hat, und irgend etwas anderes muß damit vorgefallen sein, eine Art Gärung, die zur Trauer und Depression führt. ... Mir geht ein ‚advertisement‘ im Kopf herum, das ich für das kühnste und gelungenste Stück amerikanischer Reklame halte: ‚Why live, if you can be buried for ten dollars?‘“

An Stefan Zweig, 20.7.1938: „... habe ich es gerne, dem Kandidaten Schwierigkeiten zu machen ... Die Analyse ist wie eine Frau, die erobert werden will, aber weiß, daß sie gering geschätzt wird, wenn sie nicht Widerstand leistet.“

An Jeanne Lampl de Groot, 22.8.1938: „Wie unvollständig doch alle meine früheren Analysen waren!“

Zusammengestellt von Ernst Falzeder